

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 12

Artikel: Der Rechte
Autor: Reijonen, Juho
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

w e g u n g e n einen ästhetischen Genuss von wahrhaft bezaubernder Schönheit entnommen. Und die Bewegungen in „regen“ Wipfeln! Und das Spiel in einem Kornfelde! Und das Leben des Sonnen- oder Mondlichtreflexes auf Gewässern mit seinen unendlichen Wandlungen im Wachsen und Verschmelzen zwischen Bitterfünfchen und Lichtseen, zwischen leuchtendem Aufglühen, dunkelndem Ersterben und blinkendem Wiederauferstehen! Dann die gewaltigen, schweigenden Bewegungen der Wolken droben! Erst wer die Bewegungen gewohnt ist, „hat“ das alles . .

Zimmer und immer wieder müssen wir darauf dringen, einem schwächerlichen „Aesthetizismus“ abgewandt, den Kunstgenuss als Führer zum Lebensgenuss, zum Lebensgenuss freilich im höchsten Sinne, zu betrachten. Wie soll das kräftig geschehen, wenn nicht vom Städter die Sommerreise tapfer dazu benutzt wird?

Der Rechte.

Von S u h o R e i j o n e n.

Einige Stunden von Kuopio entfernt, zieht sich eine langgestreckte, steinige Landzunge hin, deren Ufer unaufhörlich von Kallavesi's friedlosen Wogen bespült werden. Vor ungefähr 50 Jahren stand dort ein Wald, der zum größten Teil aus Laubbäumen und üppigen Wachholdersträuchern bestand. Hier und da unterbrachen runde, einmal gerodete Plätze den Wald, und jedes Jahr kam eine neue Rodung dazu, um dann einen neuen, kahlen Fleck zu hinterlassen. Der alte Besitzer des Niemelägehöftes kümmerte sich aber sehr wenig um eigentlichen Ackerbau, war aber dafür ein wahrer Schrecken für alle jungen Birken, die er unermüdlich zu Scheiterhaufen niederhieb und auf welchem Orte er dann, wenn sie in gewöhnlicher Ordnung verbrannt waren, seinen Winterroggen erntete, für sich, seine Frau und seine kleine Tochter. Auf den alten gerodeten Stellen fand sich dann gute Weide für Niemelä's drei hornlose Kühe und den wohlgenährten Stier, und im Hochsommer brauchte auch das schechte Pferd, das fast wie eine Kuh aussah, keinen Futtermangel zu leiden. Im Winter dagegen magerte es immer bedeutend ab, weniger infolge von Lastenziehen als durch Hunger. Es konnte sich eben durchaus nicht an das harte Heu der Naatisalo-Moorwiese gewöhnen, und anderes Heu gestattete die Hofbäuerin ihm nicht. Die Schafe waren die einzigen, welche fett wurden und sehr zufrieden mit des Gaules Gewohnheit waren, am Futter zu mäkeln; denn sie bekamen alles, was er übrig ließ.

Man kann aber nicht sagen, daß die Familie oder auch das Vieh in Niemelä jemals eigentlich Hunger litt, denn der Hofbauer arbeitete beständig und war unermüdlich im Hauen von Rodungen, und die Wirtin



Abschied vom Elternhause. Nach einem Gemälde von B. Vautier.

verstand sich so gut auf die Kunst, Baumrinde in den Teig zu mischen, daß das Brot weder sehr malzartig wurde, noch Harzgeschmack bekam; und wenn die kleine Mina sich bisweilen darüber beklagte, daß das Brot bitter wäre, so verstand die Mutter es immer so gut, die Gottesgabe mit etwas Milch und schönen Worten zu würzen, daß Mina gern ihre Brotrinde kaute. Und gut schien sie ihr zu bekommen, denn sie war eine rotbäckige Dirne, die mit jedem Tage wuchs und an Kraft und Verstand zunahm, und besonders in der Unbändigkeit sich mit Riesenschritten vervollkommnete.

Still und ruhig verflossen die Tage in Niemelä. Viele, viele Jahre gingen dahin, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswertes zutrug — wie häufig geschieht eigentlich etwas Bemerkenswertes im Menschenleben? Mina wurde den Sommer darauf zur Konfirmation angenommen, nachdem der Pastor sie das Jahr vorher in die Kantorschule geschickt hatte, damit sie sich besser im Lesen übe. Mina war nicht wenig böse darüber, aber was war zu tun, der Obrigkeit muß man gehorchen. Die anderen Mädchen neckten sie damit, trotzdem es nicht ihre Schuld war. Ihre Mutter konnte alle Sprüche nur auswendig, wie sollte sie denn ihre Tochter lesen lehren? Das Jahr darauf setzte aber Mina Pastor und Küster in Erstaunen durch ihr reines Lesen. Sie hatte nicht nur die Kantorschule besucht und dort die Anfangsgründe gelernt, sondern mit ihrer trefflichen Begabung auch sonst ihr Jahr so gut angewandt und so viel Neues gelernt, daß, wäre nicht Wille Pitkanen gewesen, Mina Heikkinen die erste unter allen Konfirmanden, Mädchen sowohl als Knaben, gewesen wäre. Die Beiden waren nun die Besten, das erkannte auch der Pastor an, indem er jedem von ihnen zum Andenken an die Konfirmation ein Buch schenkte; eine Ehrenbezeugung, die seit Gedanken Niemandem in diesen Gegenden zu Teil geworden war. Gemäß der weisen Verteilung des Pastors erhielt Mina „Die Branntweinpest, eine traurige Erzählung“ und Wille die Erzählung „Das Goldmacherdorf“.

Mina's Ruhm drang nun durch die ganze Gegend, und da sie nicht wollte, daß man sie besser mache, als sie war, arbeitete sie fleißig an sich, um ihrem Ruf nicht nachzustehen.

Niemelä-Mina's Namen wurde weit bekannt, und sie hatte es also der „Branntweinpest“ zu verdanken, daß sich Freier einstellten, so zahlreich wie die Hagelkörner während des Gewitters.

Das Gerücht sagte: Mina

„Hatte klare, blaue Augen,
War von stolzer, würd'ger Haltung;
Hatte Reichtümer und Schönheit;

Hatte frische, rote Wangen
Und ein gut und freundlich Herz.“

Wor es da zu verwundern, daß

„Freier wohl von allen Enden
Warben um der Jungfrau Liebe.
Kamen her aus neun der Kreise,
Zehn der reichsten Pastorale.
Freier kamen aus Karelen,
Auch aus Lävastland, dem weiten,
Und von Savos tausend Dörfern,
Von des stolzen Viborgs Marken.“

Mina's Eltern waren sehr zufrieden mit diesem Andrang von Freiern und redeten ihrer Tochter zu, doch den Einen oder Anderen zu erhören, aber Mina kümmerte sich um Keinen von ihnen. Allmählich begann die Freierschar sich zu lichten, und das Leben in Niemelä nahm seinen alten ruhigen und stillen Lauf. Mina's Ruf fing auch an, altmodisch zu werden, und neue Rosen zogen die Freier an. Es sah aus, als ob die Mina beschlossen hätte, unverheiratet zu bleiben.

Eines Morgens trachten die Hauswände in Niemelä vor Kälte, und der alte Paavo fand, es sei notwendig, in den Wald nach Holz zu fahren.

Er machte sich früh auf, spannte seinen alten Wallach vor den Holzschlitten und setzte sich ruhig darauf, die Füße gegen eines der Querhölzer stemmend. So fuhr er dann am frühen Morgen auf dem schmalen, zwischen reisbedeckten Bäumen sich schlängelnden Waldwege dahin, und sich fleißig ermunternd, summte er die für diese Jahreszeit nur wegen ihrer Länge passende Melodie: „Des milden Sommers Reize.“ Der Alte atmete die reine Luft tief ein, und die stille Feierlichkeit des Waldes übte eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüt. Er dachte über mancherlei nach, und besonders fielen seine Gedanken auf den langen, tiefen Frieden des Grabes. Dorthin fing er an sich zu sehnen. Der Gurt saß ihm etwas zu fest und er löste ihn ein wenig. Die Zügel blieben lose hängen, und der Alte saß und hielt die beiden Enden des Gurtes in seinen Händen. Der Wallach blieb stehen und wandte einmal über das andere den Kopf, um einen verwunderten Blick auf seinen Herrn zu werfen; aber dessen Gedanken weilten fern in unbekannten Gründen jenseits des Grabes. Ein im Walde verirrter, einsamer Luftzug schüttelte den Reif von den Zweigen der nächsten Tannen auf das graue Haupt des Alten, aber er merkte es nicht. Ein anderer, kräftiger Windstoß öffnete des Alten Pelzrock vollständig, aber er achtete dessen nicht, und alles war wieder so ruhig und still wie vorher. Nach einer Weile störten auch die Atemzüge des Greises nicht mehr den tiefen Frieden der Natur.

Endlich wurde es dem Wallach langweilig, so untätig zu stehen; langsam und so gut er konnte, kehrte er um. Der von der Kälte erstarnte Greis fiel bei der Wendung vom Schlitten, und zitternd vor Frost setzte das Pferd den Weg nach Hause fort.

Nachdem der Alte zu Grabe getragen war, überlegten Mutter und Tochter wie sie jetzt am besten ihr Leben einrichten sollten; denn schlimm steht es in dem Hause ohne Frauen, noch schlimmer aber mit einem Hause ohne Männer. Und nicht ganz ohne Grund warf die Mutter der Tochter vor, daß sie so vielen tüchtigen Freiern einen Korb gegeben hatte.

„Sieh doch selbst,“ sagte die Alte, „brauchten wir nicht einen Mann im Hause? Wer soll jetzt Neuland brennen, Heu mähen und alle Hofarbeiten machen? Ach, daß Du den Ahola-Pekka nicht nahmst, dann wären wir aus aller Not. Jetzt mußt Du den Ersten nehmen, der kommt, wenn überhaupt nochemand kommt. Ich bin auch schon zu alt, um zu heiraten, und einen Knecht können wir nicht halten, denn heutzutage verlangen sie drei Tonnen Getreide und Arbeitskleider und taugen doch nicht viel. Ach! Ach! Was sollen wir nun anfangen?“

Mina antwortete nichts, und nach kurzem Nachdenken begann die Alte wieder:

„Ach, daß ich auch schon so alt bin. Jetzt würde nicht einmal Sorri-Matti mich haben wollen — aber höre,“ unterbrach sie sich plötzlich, „sollte nicht Niemilä-Pirtti Dich noch nehmen, wenn Du so eine kleine Andeutung machen wolltest? Es heißt freilich, er trinke ein wenig, aber er ist ein guter Arbeiter, wie Dein seliger Vater sagte.“

Mina hatte bei den Worten der Mutter den Mund verzogen, aber jetzt versuchte sie sie zu beruhigen und sprach:

„Pirtti paßt nicht für mich und würde mich auch jetzt gar nicht mehr haben wollen, da es heißt, er freie die Ahola-Mari. Auch weiß ich doch nicht, ob ich ihn nehmen würde. Uebrigens will ich überhaupt keinen haben, wenn nicht der Rechte kommt — und was die Arbeiten betrifft, so können wir uns schon einen Knecht halten. Wollt Ihr aber nicht darauf eingehen, so kann ich im Notfall selbst pflügen.“

„Du sprichst immer vom Rechten, es scheint aber kein solcher zu kommen, wenigstens zeigt sich keiner.“

„Es sieht in der Tat so aus,“ sprach Mina und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

Auf dem Hause hörte man Schritte, und gleich darauf wurde die Tür geöffnet. Es stürmte zuerst ein Hund herein, der zum Entsezen der Hausfrau im Zimmer umhersprang und alles beschäumte. Dem Hunde

folgte ein junger Mann von Mittellänge mit einer Büchse über der Achsel und ein Paar Birkhühnern unter dem Arme.

„Pilkki, ruhig!“ sprach er zu dem Hunde, und darauf erst reichte er der Wirtin und ihrer Tochter die Hand.

Mina errötete sichtbar, als der Fremde ihr schüchtern die grobe Hand reichte, aber die Mutter bemerkte es nicht, ebensowenig der Fremdling, denn er wagte nicht die Augen aufzuschlagen und das Mädchen anzuschauen.

Nachdem er eine Pfeife geraucht hatte, wollte sich der Gast wieder verabschieden, die Wirtin forderte ihn jedoch auf, an ihrem Frühstück teilzunehmen, und da auch Mina sich dieser Aufforderung anschloß, wollte er die Bitte nicht abschlagen und blieb zum Frühstück. Sie sprachen über Dieses und Jenes, bis Mina nach einem kurzen inneren Streit gleichsam ganz zufällig erwähnte, daß ihre Mutter und sie einen Knecht brauchten.

Das Ende war, daß der Knecht Wille Pitkanen, als er Niemelä verließ, als Knecht für den Hof angenommen war. Der Lohn war gerade nicht sehr groß — Arbeitskleider und eine Tonne Getreide, zur Hälfte Roggen, zur Hälfte Gerste — und doch sang er vergnügt, als er ging, um seine Sachen zu holen:

Braun erglänzt das Schilf am Strand,
Brauner meiner Holden Haupthaar,
Schon erglüht der Tag des Sommers,
Schöner wohl der liebsten Wangen;
Hell' die Stern' am Himmel blinken,
Heller leuchten ihre Augen.

und Freude strahlte aus seinen Augen.

Der Winter verging und die Wirtin hatte sich allmählich gewöhnt, Wille als zur Familie gehörig anzusehen, so fleißig und umsichtig war der neue Knecht. Er brachte mehr zu Wege, als seiner Zeit der Hauswirt selbst. Auf Wille's Vorschlag hatte man schon im ersten Herbst neue Balken unter die alten Vorratshäuser gelegt, damit, wie er sagte, es nicht ausschée, als ob eine Riesenwelle sie an den Strand geworfen. Auch beschloß man die Vorlandwirtschaft zu vermindern und zu versuchen, ob sich nicht mit geringer Mühe aus einem Stück Brachland ordentlicher Acker machen ließe. Die Schiebeluken der Rauchstube waren während des Winters durch ordentliche Fenster mit Glasscheiben ersetzt worden; einige Scheiben waren wohl noch, in Ermangelung des Glases, durch dünne Kienpäne ersetzt, doch ließen diese jedenfalls das Licht besser durch, als die alten Schiebebretter. Die Rauchöffnung im Dach war ganz und gar verschwunden und ein wirklicher Schornstein aus Ziegeln prangte jetzt auf

dem Dache des Niemelä-Gehöftes gerade wie auf den herrschaftlichen Häusern. Diese Veränderung konnte die alte Wirtin nicht genugsam segnen, denn ihre Augen waren in zwanzig Jahren nicht so gesund gewesen, wie diesen Winter, sagte sie. Eine Menge Veränderungen und Verbesserungen waren vorgenommen worden, wenn auch noch viel zu tun übrig blieb.

Man lebte ruhig und still im Hause und Alle schienen zufrieden.

Einmal fragte die Wirtin Wille, wo er dieses alles gelernt habe.

„Aus dem „Goldmacherdorf,“ das ich vom Pastor bekam,“ antwortete Wille.

Die Wirtin glaubte, er treibe seinen Scherz mit ihr, da sie seine Antwort nicht verstand, im Uebrigen war das Verhältnis zwischen ihnen das bestmögliche. Zwischen Mina und Wille dagegen schien nicht alles in Ordnung. Sie sprachen so wenig als möglich mit einander und fast nie unter vier Augen. Und doch betrachteten sie einander mit Wohlgefallen, wenn der Andere es nicht bemerkte. Die Wirtin erzählte Wille, Mina hätte erklärt, alte Jungfer zu bleiben, wenn nicht der „Rechte“ käme, um sie heimzuführen: „aber“, fügte sie hinzu, „ich weiß wahrhaftig nicht, was sie mit dem Rechten meint, vielleicht ist das nur so eine List von ihr.“

Wille glaubte zu verstehen, was Minas „Rechter“ bedeute, nämlich irgend einen reichen und großen Herrn, einen Länsman oder dergleichen, und das kränkte ihn so, daß er beschloß, sogleich seinen Dienst zu verlassen. Daraus wurde jedoch nichts, sondern er blieb auf dem Hofe, bis Mina's „Rechter“ käme, denn er konnte nicht fassen, wie er fernerhin leben sollte, ohne Mina alle Tage zu sehen, verraten wollte er sich jedenfalls nicht.

So kam die Heuzeit. Wille begab sich mit dem Boot zur Naatisalo-Wiese, um Heu zu mähen, und mietete dort einen anderen Buben zur Hilfe. Da auf diese Weise zwei Münster von seinem Speisenvorrat zehrten, war dieser bald zu Ende, und Wille stieß eines Abends gegen Mitternacht in Niemelä mit dem Boote an's Land.

Mina hatte den Tag über mit der Mutter auf einer alten Rodung Heu gemäht und kam gerade mit der Harke über der Schulter nach Hause, als Wille mit dem Känsel aus Birkenrinde auf dem Rücken und der Milchbütte in der Hand vom Ufer zum Hause hinausging. Sie begegneten sich auf dem über das niedere Stacel führenden Bretterstege.

„So spät noch auf,“ sagte Wille, der glaubte, etwas sagen zu müssen.

„Ha, ha, ha! Wille, was Du doch redest," lachte Mina und blickte ihm schelmisch in die Augen, „als ob Du nicht wüßtest, daß man in unserer Gegend im Sommer immer bis Mitternacht mäht und mit Sonnenaufgang wieder aufsteht.“

„Wie sollte ich das nicht wissen," antwortete Wille und wurde noch verlegener, als er sah, daß Mina ihm den Weg versperrte, indem sie sich auf das Städtel setzte. Er wußte nicht, was er von dem Mädchen denken sollte und geriet noch mehr in Erstaunen, als sie plötzlich fragte:

„Wille, weshalb bist Du immer so sonderbar gegen mich?“

„Sonderbar? Wer? Ich? Niemals!“

„Du sprichst den ganzen Monat kaum zwei Worte mit mir und meidest mich wie ein unreines Tier.“ Sie war dem Weinen nahe.

„Was habe ich Dir denn zu sagen?“ sagte Wille und fügte nach einer Pause hinzu: „und ich sollte Dir ausweichen? — Aber das ist einerlei! Ich komme jetzt, neuen Speisenvorrat zu holen, da ich Naatimilko zur Hilfe bekommen habe.“

„Den sollst Du haben,“ antwortete das Mädchen, ohne sich von der Stelle zu rühren. „Du bleibst aber doch wohl die Nacht zu Hause; ich komme dann mit, um das Heu zusammenzuholen.“

„Ja, das geht an.“

„Höre Wille, ich weiß wohl, was Du jetzt denkst,“ sagte Mina, „Du glaubst, daß ich —“

„Und ich weiß ebenso, was und an wen Du denkst,“ unterbrach sie Wille.

„Nun, an wen denn?“

„An den Rechten!“ sagte Wille und sprang über den Zaun.

Mina erbleichte und folgte ihm zu Hause. Sie grübelte darüber nach, ob Wille wirklich wußte, wo der Rechte war, und ob er das Mädchen verachtete, das gerade seinetwegen so viele glänzende Partien ausgeschlagen hatte. Sie konnte darüber nicht recht ins Klare kommen, aber wie alle aufrichtig Liebenden glaubte sie, der Geliebte verschmähe sie. Es wurde Schlafenszeit, aber Mina in ihrer Kammer fand keinen Schlummer. Wille hatte sich auf dem Heuboden zur Ruhe gelegt, aber auch seine Augen floh der Schlaf. Schließlich stand er auf und ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Die Tür zu Mina's Kammer stand offen und sie schien friedvoll auf ihrem Lager zu schlafen.

Ein wunderliches Gefühl bemächtigte sich Wille's, und fast ohne selbst zu wissen wie, stand er in der offenen Tür. Dort stand er lange und betrachtete zärtlich ihr Antlitz, das jetzt bleich, fast durchsichtig war. Schließlich sang er halblaut die Worte:

Ruhe sanft in stillem Frieden,
Bis der junge Tag sich regt,
Nie erfährst du je hiernieden,
Wie für Dich mein Herz nur schlägt.

Es schien, als ob Mina sich bewegte, und erschreckt drückte sich Wille von der Kämmer fort.

„Wille! Wille!“ rief Mina, und ihre Stimme sagte mehr, als tausend Worte vermocht hätten.

Aber Wille in seiner Verwirrung gab nicht Acht auf den schmeichelnden Klang der Stimme.

„Ja — ich bin's — ich gedachte Dich zu wecken. Du schienst aber so süß zu ruhen, daß ich es nicht tun wollte. Die Sonne geht ja auch noch nicht auf,“ sagte er.

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen,“ sagte Mina.

„Schlaf dann noch ein wenig, ich fahre jetzt jedenfalls nach Maatisalo.“

„Natürlich komme ich mit.“

„Wie Du meinst,“ sagte Wille trocken.

„Wie Du doch sonderbar bist,“ sagte Mina, warf ihr carirtes Tuch um den Hals, nahm von der Wand ein Ruder, das mit einem neuen Griff versehen war, und lief in die Vorratskammer. Bald kam sie mit einem Gefäß voll saurer Milch zurück und rief durch die Haustür:

„Mutter, ich fahre mit Wille nach Maatisalo, Du wirst wohl hier allein fertig?“

„Ja gewiß,“ antwortete die Mutter, und froh wie ein Vogel hüpfte Mina zum Strande.

Langsam und bedächtig folgte ihr Wille mit den Harken und dem Ränzel. Am Strande schob er mit starker Hand das schmale Boot ins Wasser, und Mina sah vergnügt zu, wie ja immer die Frauen mit Stolz sehen, mit welcher Stärke die Hand des Geliebten die Mühen des Lebens besiegt.

Nach der allgemeinen Sitte in Savolaks setzte sich Mina an die Ruder und Wille in das Hinterteil des Bootes, um mit dem Steuer-ruder zu helfen. Die Sonne ging auf und verbreitete einen purpurnen Schimmer über das Wasser, und die ganze frische Seeluft schien von seinen Lichtstreifen erfüllt. Von den laubgeschmückten Landspitzen und Inseln tönte das fröhliche Zwitschern der Vögel und die Schönheit der Natur schien nur das eine Wort zu flüstern: „Liebe! Liebe!“ das so mancher Menschenbrust unaussprechliche Wonne bringt oder den tiefsten Schmerz.

„Welch' schöner Morgen!“ sagte Mina und hörte auf zu rudern; „die ganze Welt scheint so neu und jung. Alles ist so voller Leben, die Vögel, das Wasser, die Binsen, ja selbst die Luft scheint vor Freude zu erzittern, Du allein sitzt so still und so düster wie ein Toter. Was fehlt Dir? Du siehst immer so aus, als ob Dich ein Kummer drückte.“

„Mir fehlt nichts; ich liebe es nur, still wie ein Toter zu sein,“ sagte Wille trocken und fügte innerlich hinzu: „ein Leben ohne Liebe ist ja dasselbe wie der Tod.“

„Tod? Du willst sterben? Ich möchte gerade jetzt um keinen Preis sterben, sondern erst recht leben. Ich fühle mich wie neugeboren.“

„Das ist ja sehr schön. Aber könntest Du nicht wieder etwas rudern?“

„Gewiß kann ich, aber wir haben ja keine Eile.“

„Ich dächte doch, Eile genug, denn bis zum Samstagsbrei müssen wir die Wiese gemäht und das Heu in Schobern haben.“

„Du sprichst nur vom Heu mit mir. Davon kannst Du mit meiner Mutter sprechen. Erzähle mir etwas Anderes.“

„Ich kann keine schönen Reden halten, ich bin ja kein Pastor.“

„Nun, so singe etwas.“

„Ich bin auch kein Küster.“

„Kannst Du denn gar nichts singen, nicht einmal:

„Ruhe sanft in stillem Frieden.“

„Ich singe keine Liebeslieder.“

Mina's Freude war dahin. Sie dachte: vielleicht kam er wirklich nur, um mich zu wecken, vielleicht waren die Worte an meinem Bette nur zufällig. Sie setzte stillschweigend ihr Rudern fort, und die mannigfachsten Gedanken jagten einander in Mina's Kopfe. Sie empfand ein nagendes Gefühl des Grosses über ihre verschmähte Liebe; es erstarb aber ebenso schnell, wie es entstanden. Gleichwohl fasste sie den Beschluss, das Gespräch nie mehr darauf zu lenken.

Die Heuzeit war sehr traurig für Mina. Wille wisch ihr stets aus, wie sie ihm. Wenn sie die Heuhaufen trugen, bei den Mahlzeiten oder sonst, wo sie durchaus beisammen sein mussten, sprachen sie kein Wort mit einander, obgleich gerade die Heuwiese sonst der Ort ist, wo die Jugend ihre schönsten Stunden verbringt. Da wird gelacht und gescherzt und auf jegliche Art versucht, die Last der Arbeit zu vergessen. — —

Dieses Verhältnis zwischen Mina und Wille währte recht lange und würde wohl so weiter fortgedauert haben, wenn nicht ein ganz äußerer Umstand dazwischen gekommen wäre. Es geschah nämlich dreißig Jahre

nach dem eben geschilderten Morgen, daß Wille's jüngster Bruder starb und einen Knaben von acht Jahren und ein, einige Jahre jüngeres Mädchen ganz mittellos hinterließ. Da sagte er eines Sonntagsmorgens beim Kaffee:

„Hört, Wirtin“ — die alte Wirtin war schon lange tot — „ich möchte um die Erlaubnis bitten, die Kinder meines verstorbenen Bruders hierher zu nehmen, denn ich muß jetzt Vaterstelle an ihnen vertreten. Ich werde schon für ihren Unterhalt bezahlen, und Leckerbissen brauchen sie ja nicht, und wenn „der Rechte“ kommt, werde ich sie wo anders hinschaffen, damit sie Niemandem zur Last fallen.“

„Sollten die lieben Kinder nicht auch mit „dem Rechten“ übereinkommen,“ sagte die Wirtin lächelnd, „wenn ich mich recht besinne, ist „der Rechte“ schon über dreißig Jahre im Hause gewesen und hat aus dem Gehöfte gemacht, was es jetzt ist, die Zierde der ganzen Gegend.“

In Wille's runzliges Gesicht stieg die flammende Röte der Jugend; er sprang von der Bank auf, und die Wirtin duzend, schrie er mehr als er sprach:

„Weshalb hast du das nicht früher gesagt?“

„War ich es denn, die anfangen sollte?“ antwortete Mina. „Und ich habe ja auch mehrere Male versucht, einigermaßen deutliche Winke zu geben.“

„Hm! So haben wir die besten Tage unseres Lebens dahingebracht, ohne einander zu verstehen. Wunderbar! Aber jetzt, was hindert uns jetzt?“ sagte Wille eifrig.

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff die Wirtin den Knecht bei der Hand und führte ihn in den Saal vor den großen Spiegel.

„Ja wahrhaftig. Unser Alter steht im Wege. Wenn wir uns jetzt vereinigen wollten, so würden wir uns mit Recht in den Augen aller Welt lächerlich machen,“ sagte Wille. „Sieh' doch, wie grau mein Haar schon ist. Das hätte ich nie geglaubt. Aber es ist auch gut so, wie es ist. Läßt uns weiter leben wie bisher, das ist das Beste.“

„Das ist das Beste,“ sagte die Wirtin. „Und Deines Bruders Kinder sollen den Hof haben, wenn wir ihn nicht mehr verwalten können; denn von Rechtswegen ist der Hof dein und ich habe das Recht, ihn zu geben, wem ich will, da ich keine Angehörigen habe.“

„So mag es denn sein,“ antwortete Wille und ging, um seines Bruders Kinder auf den Hof zu bringen, der in der Tat mehr der seinige, als der irgend eines anderen war.

Ende.

(Red.) Wie drunten in Südafrika, so schickt sich droben im Norden Europas ein zweiter Kolos (Russland) an, eine kleine, aber wackere Nation zu verschlingen. Wer das schlichte,

durch Entbehrungen aller Art sich hindurchkämpfende und doch der höchsten Kultur zu-
strebende Volk der Finnen kennen lernen will, dem empfehlen wir die prächtige Novellen-
sammlung „Aus dem Lande der 1000 Seen“ (H. Haessels Verlag, Leipzig, 2 Bde.,
Preis Mk. 4.80 geh., Mk. 6.— gebd.), der wir vorstehende, von dem Jeremias Gotthelf
Finnlands herstammende Geschichte mit gütiger Erlaubnis des Verlegers entnehmen. —
Schließt unser Jahrgang mit zwei politischen Misslängen, so mag der Leser zugleich
fühlen, wie die Poesie über alles Elend ihr milderndes Licht ausgießt.

Das Buch in der Strafanstalt.

Keine dankbareren Leser mag ein Schriftsteller finden können, als
Gefangene, die eine jahrelange Strafe zu verbüßen haben.

Eben in diesen Tagen hat der Kongress der Strafanstaltsbeamten
sich mit der Frage der Lektüre für Gefangene beschäftigt. Er hatte dabei
Gelegenheit, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Die Beamten des
Strafvollzuges sind nämlich zu einem erheblichen Teile und innerhalb
einer gewissen Beschränkung die Vertreter der Humanität in der Straf-
rechtspflege, im Vergleich mit den richterlichen Behörden. Denn während
der Richter die Kriminellen nur wenige Stunden sieht und sich nur mit
ihrer Straftat beschäftigt, lernt der Strafvollzugsbeamte die Persönlich-
keit der Bestraften kennen und sieht an ihr auch andere Seiten als die
„verbrecherische“, die in der Tat hervorgetreten ist. Vom Strafvollzuge
nun hat jene neue Schule und Lehre des Strafrechts ihren Ausgang ge-
nommen, deren Hauptvertreter der Geheime Rat Prof. von Liszt, eine
Zierde der Berliner Universität, ist, die Schule, welche die Wurzeln des
Verbrechens vor allem in den Nebelständen der Gesellschaft, der Volks-
wirtschaft sucht.

Freilich nicht alle Strafanstaltsleiter sind „human“; viele sind
robuste „Praktiker“, die von der Peitsche Wunder erwarten. In den
Zuchthäusern wird ja auch geprügelt, brutal sogar. Neuerdings ist die
Änute auf Fälle tödlichen Widerstandes beschränkt.

Auch die „humanen“ Strafanstaltsbeamten sind freilich in einer
Hinsicht gefährlich: sie sind verliebt in ihre sauberer, musterhaften An-
stalten, diese brillanten Uhrwerke aus lebendigen Menschen. Auf dem
Kongress der Strafanstalten in Nürnberg ist diese gefährliche Neigung an
den Tag getreten in den Beschlüssen gegen die Beschäftigung von Ge-
fangenen in der Landwirtschaft, der man aus vielen, ja allen in Betracht
kommenden Gründen dringend das Wort reden muß. Die Strafanstaltsbeamten
sehen in dieser Neuerung nur eine unerträgliche Störung ihres tadellosen
Uhrwerks, von dem sie sich weit über Gebühr Erfolge versprechen. Ein
Teilnehmer der Konferenz in Nürnberg hat ein Wort geprägt, das die